

ISSN 1560-6325 ISBN 3-901989-10-2 € 15,-

polylog

12 2004

Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren

Das zweite
EUROPA

Mit Beiträgen von

Mădălina DIACONU

sowie

Andrzej GNIAZDOWSKI

Lukas Marcel VOSICKY

Tschasslaw W. KOPRIWITZA

Franz WINTER

Tanil BORA

Christina CEMING

Gianni VATTIMO

Tina Claudia CHINI

SONDERDRUCK



Redaktion und Einleitung:
Mădălina Diaconu

7

MADALINA DIACONU

*De imagine Europae. Von rumänischen
Randbewohnern*

4

EUROPA

24

ANDRZEJ GNIAZDOWSKI

Esel und Opium

37

TSCHASSLAW W. KOPRIWITZA

*Am Rande des Europäischen. Die Dilemma-
ta des gängigen Europa-Entwurfs*

53

TANIL BORA

*Welche EU? Welche Errungenschaften? Wie
die Frage des EU-Beitritts in der Türkei dis-
kutiert wird*

im gespräch

59

GIANNI VATTIMO

*»Für eine multipolare Welt«
im Gespräch mit Martin G. Weiss und
Martin Ross*

forum

69

LUKAS MARCEL VOSICKY

Roma: »Europas größte Minderheit«

86

FRANZ WINTER

*»...erstes und letztes Wort der Weisheit«:
Zum Umgang mit buddhistischer und
»asiatischer« Religiosität bei E.M. Cioran*

99

KATHARINA CHRISTINA CEMING

*Hinduismus: Auf dem Weg vom Universalis-
mus zum Fundamentalismus?*

115

BERICHTE

120

BÜCHER UND MEDIEN

TINA CLAUDIA CHINI

*Interkulturelle Philosophie. Disziplin, Ori-
entierung, Praxis? Ein Literaturbericht.*

146

IMPRESSUM

147

POLYLOG BESTELLEN & ABONNIEREN

Franz Wimmer

EINBLICK, DURCHBLICK, AUSBLICK

zu Franz GMAINER-PRANZL: *Heterotopie der Vernunft*.

Franz GMAINER-PRANZL:
*Heterotopie der Vernunft. Skizze einer
 Methodologie interkulturellen Philo-
 sophierens auf dem Hintergrund der
 Phänomenologie Edmund Husserls.*
 Wien: Universität. Dissertation 2004.
 295 Seiten

In drei großen Abschnitten ist die philosophische Dissertation des promovierten Theologen angelegt: Der erste Abschnitt unter dem Titel »Einblick« betrifft die Begriffe »Philosophie« und »Kultur«; im zweiten Abschnitt »Durchblick« behandelt der Autor »Edmund Husserls Phänomenologie«; der letzte Abschnitt, »Ausblick«, handelt »zur Methodologie interkultureller Philosophie«.

Insbesondere im dritten Abschnitt geht es GMAINER-PRANZL um das Verhältnis von Phänomenologie und interkultureller Philosophie, woraus zehn Thesen zu deren Methodologie entfaltet werden. In diesen Thesen liegt der originäre Beitrag für interkulturelle Philosophie, denn hier geht der Autor in systematischer Weise neue Wege. Sie seien darum kurz vorgestellt.

Interkulturelle Philosophie ist »eine veränderte Einstellung« und nicht ein neues »Fach«. Dem ist nur zuzustimmen. »Die Dimension des Interkulturellen kann und darf nicht an einige »interkulturelle Spezialisten« ausgelagert werden ..., sondern muss Thema und Aufgabe der üblichen philosophischen Disziplinen sein.« Eine interkulturell orientierte Logikvorlesung oder ein ebensolches Seminar zur Ethik ist jeder Vorlesung über interkulturelle oder außereuropäische Philosophie auf Dauer vorzuziehen, denn wenn es zu ersteren nicht kommt, sind letztere unfruchtbar.

Interkulturelle Philosophie hat »eine idealistische Denkform«, was bedeuten soll, dass die »kultürliche Verfassung des Menschen« eine wesentliche Grundlage jeder Philosophie bildet.

Interkulturelle Philosophie hat »Universalität« als »Prinzip«, nicht als »Inhalt«. In dieser dritten These wird expliziert, was beim Ernstnehmen der Differenzen von unterschiedlich kulturell

geprägter Philosophie entscheidend ist: das Vermeiden von Vereinnahmungen einerseits (die »konstruierte Universalität«) und die bewusste Suche nach »Überlappungen« und Gemeinsamkeiten andererseits. Die Kritik an vorgeblich universellen Aussagen oder Theorien geschieht, wie GMAINER-PRANZL zu Recht betont, weil »die Möglichkeit universalen Denkens ... gerade mit allen Konsequenzen eingefordert wird.«

Interkulturelle Philosophie hat »Kulturen« als »Kategorie« und nicht etwa nur als »Thema«. Kultur, was immer darunter verstanden wird, kann zwar ein »Thema« philosophischer Reflexion sein. Dann sprechen wir von »Kulturphilosophie«. Interkulturelle Philosophie ist aber nicht gleichbedeutend mit Kulturphilosophie, sie kann Fragen der Logik oder der Ethik betreffen und hat dann eben Logik oder Ethik, nicht aber »Kultur« zum Thema. Was die These meint, fasst GMAINER-PRANZL wie auch in den anderen Fällen in eine Kurzregel: »Beachte, dass du nicht »über« eine Kultur sprichst, sondern »aus« einer Kultur.«

Bei diesen »Kulturen« handelt es sich um »Sinnkategorien«, die

»keine Wahrheitsansprüche« erheben. Darum sind

»Fremderfahrungen ... für interkulturelles Philosophieren der Normalfall«. Versucht man, diese drei Thesen in Eins zu ziehen, so sind sie nicht ohne weiteres einleuchtend. Die Abgrenzung von »Sinnkategorien« und anderen »Kategorien«, somit auch die begriffliche Bestimmung der Ersteren ist die erste Schwierigkeit. GMAINER-PRANZL findet hier – teilweise auch mit Hilfe Husserls – zu einer m. E. überzeugenden Formulierung: Es handelt sich um »Denkformen«, denen »wesentlich lebensorientierende, bedeutungs-

verleihende und sinnvermittelnde Funktion zukommt. Die nächste Schwierigkeit ergibt sich mit der zweiten These. Sie betrifft den Maßstab und die möglichen, das heißt denkbaren Kriterien für »Wahrheitsansprüche«. Es ist in den Debatten um die Möglichkeit interkultureller Philosophie eine unvermeidliche Frage, welcher Autoritätsrang »kulturellen« Traditionen zukommt, und welcher nicht. Zunächst wird man klar widersprechen wollen: Natürlich erheben kulturelle Traditionen »Wahrheitsansprüche«. Darin liegt ja gerade das Problem im Umgang dieser Traditionen mit einander. Dies scheint auch ganz unvermeidlich und ergibt sich auch aus seiner eigenen Begriffsbestimmung: Es ist schwer vorstellbar, dass Irgendetwas »lebensorientierend, bedeutungsverleihend und sinnvermittelnd« sein kann, ohne einen Anspruch auf Wahrheit oder Gültigkeit zumindest implizit zu stellen. Die These muss also wohl so verstanden werden, dass Kulturen (absolute) Wahrheitsansprüche nicht »zu Recht« erheben. Oder anders: Dass sie, immer wenn sie einen Wahrheitsanspruch erheben, diesen eigentlich sofort als nur einen Vorschlag neben und angesichts anderer Vorschläge auffassen dürften. GMAINER-PRANZLS Kurzregel dazu: »Steh eigenen und fremden Kulturen sowohl respektvoll als auch kritisch gegenüber, halte sie aber nicht für »wahr.«« Damit ist gesagt, dass ein schwärmerischer »Exotismus« ebenso wie ein bornierter »Kulturimperialismus« zutiefst ungeeignete Voraussetzungen für Philosophie sind. Dies setzt eine gewisse Distanz zum je Eigenen voraus oder doch zumindest das Bewusstsein, dass es sich dabei nicht um fraglose Normalität handelt – die »Fremderfahrung« als »Normalfall«. Es ist, worauf es entscheidend ankommt, dabei nicht ausschließlich, und vielleicht nicht einmal in erster Linie an die Erfahrung des »Fremden« bei »Anderen« zu denken, sondern an diejenige bei sich selbst.

Die »Redeweise« der interkulturellen Philosophie wird folgerichtig »polyphon« sein. Ein Grundproblem jeder Philosophie ist die Sprache, mit deren Hilfe sie Gedanken fasst und zum Ausdruck bringt. Die Geschichte der Terminologie in wohl jeder Tradition philosophischen Denkens zeigt nicht nur, dass immer wieder Ausdrücke der Alltagssprache (wie z. B. das chinesische »dao« oder das deutsche »Dasein«) oder auch einer Wissenschaftssprache (wie z. B. die astronomischen »revolutiones« oder die mathematischen »homöomorphen Äquivalente«) aufgegriffen, mit neuen Bedeutungen versehen und zu technischen Termini geworden sind, sondern dass auch die Interaktion verschiedener Sprachen durch Übernahmen und neue Inhalte eine große Rolle spielt. So ist Philosophie auch im europäischen Raum seit jeher in gewisser Weise »vielsprachig«, wenn es auch Versuche wie denjenigen Heideggers gegeben hat, nach Möglichkeit auf eine einzige Sprache zurück zu gehen und deren denkerische Fähigkeiten zu entwickeln oder auszuschöpfen. Lässt sich Philosophie aber ernsthaft auf ihre Bedingtheit in vielen kulturellen Prägungen, auch in vielen Sprachen, ein, so ist Ein-sprachigkeit nicht zu erwarten, der »Logos des Denkens [ist] selbst »mehrsprachig.«« Er wird allerdings – wie bei den Ansprüchen auf Wahrheit und Gültigkeit – immer wieder an einer bestimmten Sprache haltmachen und erst in der Not des Ausdrucks durch die Begegnung mit einer anderen Sprache weiter gehen. Solche Begegnungen nicht zu fürchten und die daraus folgenden Ergebnisse nicht als Bastarde abzulehnen, bleibt nach GMAINER-PRANZL die Aufgabe, das eigene Denken »als Stimme in einem polyphonen Chor [zu betrachten], der keinen Dirigenten hat.«

»Identitätsbehauptungen« sind zwar ernstzunehmen, aber »auf ihre interkulturelle Geltung hin zu befragen« und

der »Logos« der interkulturellen Philosophie ist »grundsätzlich heimatlos«. Es geht um »kulturel-

»Steh eigenen und fremden Kulturen sowohl respektvoll als auch kritisch gegenüber, halte sie aber nicht für »wahr.««

»Beachte, dass du nicht ›über‹ eine
Kultur sprichst, sondern ›aus‹ einer
Kultur.«

le« und nicht um irgend eine andere Form von »Identität«. Dies ist ein weites Feld, das hier nur durch seine markantesten Grenzsteine abgesteckt wird. Die »Geschichte der Menschheit« ist voll mit »symbolisch, rituell, juristisch, diskursiv usw.« abgesteckten Gruppen, die einander in unterschiedlicher Weise, oft feindlich, wahrnehmen und ausgrenzen. Drei Warnungen aus dem Diskurs über interkulturelle Philosophie legt GMAINER-PRANZL seinen LeserInnen ans Herz: Die Warnung, Vorsicht walten zu lassen bei jeder Zuschreibung von Einheitlichkeit oder Homogenität; die Warnung vor einer Haltung des Separierens von Eigenem und Fremdem; die Warnung davor, Partikulares für das Ganze zu halten. Wer nun solche Warnungen beachtet und dennoch (interkulturell) universalistisch philosophieren will, wird »heimatlos«, besagt die letzte These. GMAINER-PRANZL sieht eine »eigentümliche, schwer aufzulösende Spannung« darin, dass Philosophie stets eine (kulturelle) »Herkunft« hat – und doch stets bestimmte »Orte«, wie der kürzlich erschienene »Philosophie-Atlas: Orte und Wege des Denkens« von Elmar HOLENSTEIN sinnenfällig macht –, dass sie zugleich aber ein »Attribut des Menschseins« (KIMMERLE) ist.

Das ist eigentlich ganz alt. Als der Athener Sokrates mit Menon aus Larissa darüber diskutierte, was Tugend sei, wurde ihnen beiden klar, dass sie zwar wussten, was in Athen oder in Larissa als Tugend galt, dass dies aber nicht ausreichte, um die Frage zu klären, was Tugend überhaupt ist. Philosophen zu allen Zeiten waren sich dessen bewusst, dass sie *als Philosophierende* zwar auch in Athen, Larissa oder anderswo zu Hause waren, aber doch nicht zur Gänze; dass sie ihre Tradition (ihre »Lehrer«) liebten, aber diesen die Wahrheit im Konfliktfall doch vorzogen, wie Aristoteles über Platon sagt. Gmainer-Pranzl findet hier eine schöne Metapher, wenn von den Philosophierenden sagt, sie seien wie ein »denkender, um Verstehen bemühter Wanderer in einer Landschaft, in der es mehrere Behausungen und ›Schutzhütten« gibt, aber keine Zentrale, von der aus der gesamte Horizont einzusehen wäre.« Nicht »außerhalb« (von Geschichte, Kultur, Gesellschaft) siedelt GMAINER-PRANZL die Philosophierenden an, sondern unterwegs, einander begegnend. Dann sollten sie sich aber nicht nur gegenseitig erzählen, woher sie kommen. Sie sollten mit einander einen Denkschritt weiter gehen.